

ZWISCHEN SCHWELLE UND SCHATTEN



CHRONIKEN EINES HAUSES

NESRIN DEMIRCAN

BAND 2

ZWISCHEN SCHWELLE UND SCHATTEN



CHRONIKEN EINES HAUSES

—❖—
NESRIN DEMIRCAN

—❖— BAND 2 —❖—

Impressum

Autorin Nesrin Demircan

E-Mail softgroundtherapy@gmail.com

Titel Zwischen Schwelle und Schatten Band 2

© 2026 Nesrin Demircan Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne ausdrückliche Zustimmung der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen sowie die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Hinweis zur Nutzung Künstlicher Intelligenz

Bei der Erstellung dieses Werkes wurden teilweise Technologien der Künstlichen Intelligenz eingesetzt. Zur Unterstützung bei der Texterstellung sowie bei der Erstellung visueller Inhalte wurde unter anderem OpenAI (ChatGPT sowie DALL·E) verwendet.

Die inhaltliche Verantwortung, Auswahl, Bearbeitung und finale Gestaltung liegen vollständig bei der Autorin.

Hinweis zu Inhalten und Darstellung

Die in diesem Werk dargestellten Inhalte, Personen und Situationen dienen der Veranschaulichung psychologischer Zusammenhänge. Sie sind teilweise fiktionalisiert oder allgemein gehalten und stellen keine Darstellung realer Personen dar.

Etwaige Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

Der Winter war inzwischen zurückgekehrt.

Nicht plötzlich.

Sondern langsam, beinahe unbemerkt, wie vieles in meinem Haus langsam geschieht.

Erst wurden die Tage kürzer. Dann verschwanden die offenen Fenster. Dann roch das Treppenhaus wieder nach nassen Jacken, kalter Luft und Heizungen, die nach Monaten plötzlich erneut zu arbeiten begannen.

Und wie jedes Jahr veränderte die Kälte die Menschen mehr, als sie selbst bemerkten.

Im Sommer versuchen viele noch, ihren Gedanken davonzulaufen.

Im Winter bleiben sie länger zuhause.

Mit sich selbst. Mit ihrer Einsamkeit. Mit ihren Erinnerungen. Mit den Dingen, die sie tagsüber erfolgreich verdrängen können.

Die alten Rohre knackten wieder nachts. Unten im Hausflur standen schmutzige Schuhe auf Zeitungen. Irgendwo roch es nach Zimt, Kaffee oder angebrannten Kerzen. Und hinter meinen Türen begannen die Menschen erneut, sich in ihre eigenen Leben zurückzuziehen.

Manche wurden im Winter weicher.

Andere dunkler.

Heinrich schlief inzwischen noch früher im Sessel ein, während draußen Regen gegen die Fensterscheiben schlug und das Licht des Fernsehers flackernd über die alten Bilder von Marianne wanderte.

Laura bestellte nachts wieder heimlich Essen, obwohl sie sich morgens vorgenommen hatte, diesmal wirklich stark zu bleiben.

Katharina zog ihren Kindern dicke Jacken an, lächelte auf Weihnachtsfeiern müde für Familienfotos und rechnete nachts trotzdem weiter still aus, ob sie ein Leben alleine jemals bezahlen könnte.

Daniels Mutter stellte ihm wieder Tee hin, sobald er von draußen hereinkam, als könnte Wärme verhindern, dass Menschen irgendwann gehen.

Und Alex? Alex ließ fremde Frauen erneut durch meine Flure laufen, während draußen erste Schneeflocken fielen und keine von ihnen ahnte, dass sie für ihn oft nur Gesellschaft gegen eine Einsamkeit waren, die selbst in vollen Betten nicht verschwand.

Vielleicht ist das der Grund, warum Häuser im Winter anders zuhören.

Weil die Menschen leiser werden.

Und weil genau dann vieles hörbar wird, das im Alltag untergeht.

Das Zittern hinter Badezimmern. Das Klirren von Flaschen nachts. Kinder, die zu früh erwachsen sprechen. Frauen, die hoffen, obwohl sie längst verletzt sind. Männer, die funktionieren und innerlich immer weiter abstürzen.

Ihr kennt meine Türen inzwischen.

Ihr kennt meine Flure. Das Knarren der alten Treppen. Die Schatten unter Wohnungseingängen. Die Stille zwischen zwei Stockwerken.

Aber glaubt mir:

Es gibt Geschichten, die selbst ich nicht sofort erzählen konnte.

Weil manche Leben nicht laut zerbrechen.

Sondern langsam.

Fast unbemerkt.

Bis selbst Liebe, Familie, Nähe oder Erfolg irgendwann nur noch aussehen wie etwas, das von außen funktioniert.

Und genau hinter solchen Türen wird es dunkel.

1. Die neue Partnerin gegen die Kinder aus erster Ehe

Der Regen hatte bereits in der Nacht begonnen.

Nicht stark. Nicht laut. Eher dieses gleichmäßige Tropfen, das alte Häuser tiefer wahrnehmen als Menschen. Seit Stunden liefen die Regentropfen langsam an meinen Fenstern hinunter, sammelten sich auf den schmalen Fensterbänken und hinterließen diese feuchten Spuren auf dem Glas, die im ersten grauen Morgenlicht aussahen wie verwischte Erinnerungen.

Draußen war der Himmel farblos geworden. Dieses schwere Herbstgrau, das Straßen leerer wirken lässt, als sie eigentlich sind. Selbst die Geräusche vor meinem Haus klangen dumpfer als sonst. Autotüren. Entfernte Schritte. Der Bus unten an der Kreuzung. Alles wirkte, als hätte die Welt ihre Stimmen leiser gedreht.

Und genau an solchen Morgen hören Häuser besonders gut zu.

Alina stand barfuß im Badezimmer. Die Fliesen unter ihren Füßen waren kalt geworden über Nacht, und während sie sich mit beiden Händen am Waschbecken festhielt, blieb sie einen Moment einfach regungslos stehen, als würde sie versuchen, ihre Gedanken noch vor dem eigentlichen Tag irgendwie zu sortieren.

Neben ihr sumnte leise die Waschmaschine aus der Nachbarwohnung durch die Wand. Irgendwo tropfte ein Wasserhahn. Tief unten in meinen Rohren arbeitete die

Heizung zum ersten Mal seit Tagen wieder stärker gegen die Kälte an.

Vor ihr hing der Spiegel.

Er hing dort schon lange, bevor Alina hier eingezogen war. Länger als viele Beziehungen in meinem Haus überhaupt gehalten hatten.

Sein dunkler Holzrahmen war an manchen Stellen stumpf geworden vom Alter. Die geschnitzten Verzierungen an den Ecken wirkten inzwischen weich und abgegriffen, weil über Jahrzehnte hinweg Hände daran vorbeigestrichen waren, weil Feuchtigkeit langsam in das Holz gezogen war, weil Zeit selbst irgendwann beginnt, Dinge müde zu machen.

Morgens, wenn das Licht schräg durch die halb geöffneten Jalousien fiel, wirkten die alten Stellen manchmal beinahe golden. Nicht schön. Eher traurig schön. Wie etwas, das viel zu lange geblieben ist.

Alina hatte mehrfach darüber nachgedacht, ihn auszutauschen.

Ein moderner Spiegel hätte besser in dieses Badezimmer gepasst. Klarere Linien. Weniger Schwere. Weniger Vergangenheit.

Denn alles andere hier hatte sie verändert.

Die hellen Handtücher. Die neuen Fliesen. Die ruhigen Farben. Die schmalen Regale. Die Duftstäbchen neben dem Waschbecken. Selbst die kleine Pflanze am Fenster hatte sie damals gekauft, als sie eingezogen war und noch glaubte, man könne Wohnungen irgendwann vollständig zu etwas Eigenem machen.

Aber der Spiegel war geblieben.

Vielleicht, weil manche Gegenstände irgendwann aufhören, Dinge zu sein. Und anfangen, Erinnerungen festzuhalten.

Alina betrachtete sich kurz darin. Nur wenige Sekunden. Dann strich sie sich langsam eine Haarsträhne hinter das Ohr und atmete flach aus, bevor sie das Licht über dem Spiegel ausschaltete.

Für einen kurzen Augenblick blieb ihr Gesicht trotzdem noch sichtbar. Schwach. Fast durchsichtig. Vermischt mit dem blassen Morgenlicht hinter ihr und den Schatten des Badezimmers.

Und genau in solchen Momenten erinnere ich mich oft an die Menschen, die vor ihr hier standen.

An Gesichter, die morgens versuchten, ruhig auszusehen. An Frauen, die ihre Schultern strafften, bevor es an der Tür klingelte. An Männer, die bereits angespannt wirkten, obwohl der Streit noch gar nicht begonnen hatte. An

Kinder, die irgendwann lernten, leiser zu werden, sobald Erwachsene bestimmte Blicke bekamen.

Dieser Spiegel hat niemals die großen Katastrophen gesehen, von denen Menschen später erzählen.

Nicht die endgültigen Trennungen. Nicht die dramatischen Abschiede.

Sondern die Dinge davor.

Dieses langsame Entstehen von Spannung. Diese kleinen Veränderungen, die sich erst harmlos anfühlen und irgendwann beginnen, ganze Wohnungen zu verändern.

Denn Menschen glauben oft, Beziehungen zerbrechen erst in lauten Momenten.

Aber das stimmt nicht.

Viele Beziehungen zerbrechen lange vorher. Still. Zwischen zusammengefalteten Decken. Zwischen vorsichtigen Antworten. Zwischen Blicken beim Abendessen. Zwischen angespannten Samstagen, die nach außen völlig normal aussehen.

Auch diese Wohnung wirkte damals nach außen beinahe perfekt.

Warm. Modern. Ordentlich.

Beige Vorhänge. Weiches Licht. Duftkerzen auf den Fensterbänken. Kissen, die immer exakt zurechtgerückt wurden. Keine herumliegenden Jacken. Keine offenen Schränke. Keine sichtbare Unruhe.

Und genau deshalb fühlte sich die Wohnung manchmal so erschöpfend an.

Weil hier nicht versucht wurde, Gemütlichkeit zu erschaffen. Sondern Kontrolle.

Selbst die Luft wirkte oft, als dürfte sie sich nicht frei bewegen. Unter dem Geruch von frischer Wäsche, Vanillekerzen und Putzmitteln lag etwas Unsichtbares in den Räumen. Etwas Angespanntes. Etwas, das jedes zweite Wochenende zurückkehrte, noch bevor überhaupt jemand geklingelt hatte.

Am traurigsten waren dabei die Kinderzimmer.

Denn sie sahen nie aus wie Räume, in denen Kinder wirklich lebten.

Eher wie Räume, die darauf warteten, zeitweise benutzt zu werden.

Zwei kleine Betten. Wenige Spielsachen. Ordentlich gefaltete Kleidung. Kinderzeichnungen zwischen moderner Dekoration, als würden dort zwei verschiedene Leben nebeneinander existieren, die nie wirklich zusammengewachsen waren.

Und überall lag diese unsichtbare Vorsicht.

Die neue Partnerin gab sich große Mühe. Wirklich große Mühe.

Sie wollte freundlich wirken. Verständnisvoll. Geduldig.

Sie wollte, dass alles funktioniert.

Aber ich merkte früh, dass ihre Ordnung nichts mit Ruhe zu tun hatte.

Sie brauchte Kontrolle, weil irgendwo tief in ihr etwas gelernt hatte, dass Chaos gefährlich werden kann.

Und deshalb begann jedes zweite Wochenende bereits Stunden vorher.

Mit geraden Kissen. Mit kontrollierten Bewegungen. Mit flachen Atemzügen vor diesem Spiegel.

Und mit einer Frau, die jedes Mal hoffte, diesmal endlich alles richtig zu machen.

Vanessa war keine Frau, vor der man sich auf den ersten Blick fürchtete.

Im Gegenteil.

Wenn sie durch meinen Hausflur ging, wirkte sie oft wie jemand, der niemandem zur Last fallen wollte, eine Frau Mitte dreißig, mit ruhigen Bewegungen, ordentlich zusammengebundenem Haar, hellen Strickjacken, weichen Farben und dieser vorsichtigen Art zu lächeln, die auf andere Menschen fast beruhigend wirken konnte, weil sie nie laut auftrat, nie zu viel Raum nahm, nie Türen knallte, nie mit Absätzen über meine Treppen jagte, sondern immer so ging, als wolle sie selbst meinen alten Boden nicht unnötig stören.

Sie hatte nichts Auffälliges an sich.

Keinen harten Blick. Keine kalte Stimme. Keine offene Schärfe.

Eher etwas Mütterliches, etwas Gepflegtes, etwas beinahe Harmloses, als hätte sie ihr ganzes Leben lang gelernt, durch Freundlichkeit nicht angreifbar zu werden.

Sie trug häufig dezentes Parfum, nicht zu süß, nicht zu schwer, eher sauber, fast wie frisch gewaschene Wäsche, und wenn sie Einkaufstaschen in die Wohnung trug, lagen darin selten zufällige Dinge, sondern sorgfältig ausgesuchte Kleinigkeiten, der Lieblingsjoghurt der Kinder, bestimmte Nudeln, ein neues Malbuch, ein kleiner Schokoriegel, ein Haargummi, ein Paar Socken, irgendetwas, das zeigen sollte, dass sie mitgedacht hatte.

Und sie dachte viel mit.

Vielleicht zu viel.

Schon bevor die Kinder kamen, wusste Vanessa, welches Essen sie mochten, welches Gemüse sie angeblich nicht aßen, welche Bettwäsche aufgezogen werden sollte, welche Gläser nicht zu schwer waren, welche Handtücher im Bad liegen mussten, damit niemand später sagen konnte, sie habe etwas vergessen.

Sie stellte Saft kalt. Sie wischte den Esstisch noch einmal ab. Sie rückte die Stühle gerade. Sie legte die Fernbedienung an ihren Platz. Sie kontrollierte, ob im Kinderzimmer keine Staubflusen unter dem Bett lagen, obwohl die Kinder selbst vermutlich nie darunter geschaut hätten.

Von außen sah das nach Mühe aus.

Und es war Mühe.

Aber ich spürte früh, dass es keine leichte Mühe war.

Nicht diese warme, lockere Mühe, mit der Menschen ein Zuhause vorbereiten, weil sie sich auf Besuch freuen.

Bei Vanessa hatte jede Vorbereitung etwas Gespanntes.

Etwas Prüfendes.

Als würde nicht ein Wochenende beginnen, sondern eine stille Bewährung.

Sie wollte akzeptiert werden, das war wahr, und manchmal stand sie minutenlang in der Küche, während der Kuchen im Ofen war, und sah auf die Arbeitsplatte, als müsste sie sich innerlich daran erinnern, freundlich zu bleiben, offen zu bleiben, nicht empfindlich zu reagieren, nicht sofort verletzt zu sein, wenn eines der Kinder nur an ihr vorbeiging, ohne Danke zu sagen.

Denn genau das war das Schwierige an Vanessa.

Sie gab sich Mühe, aber ihre Mühe wartete auf Bestätigung.

Sie war freundlich, aber ihre Freundlichkeit zählte mit.

Sie schenkte, aber ihre Augen bemerkten sofort, wenn ein Geschenk nicht richtig angesehen wurde.

Sie kochte Lieblingsessen, aber ihre Lippen wurden schmal, wenn ein Kind sagte, bei Mama schmecke es anders.

Sie lächelte, aber in diesem Lächeln lag manchmal schon die kleine Frage, ob jemand endlich sehen würde, wie sehr sie sich zusammenriss.

Und das Haus sah, was andere nicht sofort sahen.

Ich sah, wie ihre Schultern sich hoben, sobald Kinderstimmen lauter wurden.

Ich hörte, wie sie im Badezimmer länger atmete, bevor sie wieder ins Wohnzimmer zurückging.

Ich bemerkte, wie sie Spielzeug nicht einfach liegen lassen konnte, sondern es nach wenigen Minuten unauffällig an seinen Platz zurücklegte, erst freundlich, dann schneller, dann mit diesem kleinen Druck in den Fingern, der verriet, dass es ihr längst nicht mehr um Ordnung ging.

Ich sah, wie sie Krümel vom Tisch wischte, während noch gegessen wurde.

Wie sie Schuhe im Flur exakt nebeneinanderstellte, obwohl die Kinder sie fünf Minuten später wieder durcheinanderbringen würden.

Wie sie Kinderjacken an Haken hängte, nicht weil es nötig war, sondern weil sie den Anblick von hingeworfener

Kleidung kaum ertrug.

Und ich sah auch, wie sie dabei aussah.

Nicht wütend.

Noch nicht.

Eher bemüht ruhig.

Mit zusammengepressten Lippen. Mit einem Blick, der sich für eine Sekunde verhärtete und sofort wieder weich wurde. Mit Händen, die etwas zu ordentlich falteten. Mit einer Stimme, die freundlich bleiben wollte, während darunter längst etwas vibrierte.

„Kannst du das bitte gleich wegräumen?“

„Nimm bitte nicht dieses Glas.“

„Nicht so laut.“

„Frag vorher.“

„Bei uns machen wir das anders.“

Bei uns.

Dieses kleine Wort lag oft schwerer in der Wohnung als alle anderen.

Denn wer war „wir“?

Der Mann, der mit Vanessa dort lebte?

Die Kinder, die nur jedes zweite Wochenende kamen?

Die Mutter, deren Namen niemand gern aussprach, deren Spuren aber trotzdem überall waren?

Oder Vanessa, die versuchte, aus einer Wohnung ein gemeinsames Zuhause zu machen, obwohl dieses Zuhause schon Geschichten hatte, bevor sie überhaupt den Schlüssel bekam?

Sie war nicht die Erste in diesem Leben.

Das wusste sie.

Niemand musste es ihr sagen.

Sie sah es an den Kinderzeichnungen, die nicht für sie gemalt worden waren.

An den alten Fotos, die zwar entfernt wurden, aber deren hellere Stellen an der Wand noch eine Weile sichtbar blieben.

An den Sätzen, die beiläufig fielen.

„Mama macht das anders.“

„Papa, weißt du noch früher?“

„Das hatten wir schon, bevor Vanessa hier gewohnt hat.“

Solche Sätze waren klein.

Kinder meinten sie nicht grausam.

Aber Vanessa hörte sie nicht klein.

In ihr fielen sie tiefer.

Jeder dieser Sätze erinnerte sie daran, dass es ein Vorher gab, in das sie niemals hineinkonnte, egal wie sehr sie sich bemühte, egal wie sauber die Wohnung war, egal wie liebevoll sie den Tisch deckte.

Und vielleicht war genau das der Punkt, an dem ihre Freundlichkeit langsam dünner wurde.

Nicht auf einmal.

Nicht sichtbar für jeden.

Sondern in diesen winzigen Momenten, in denen sie noch lächelte, aber ihre Augen nicht mehr mitlächelten.

Wenn die Kinder auf dem Sofa lagen, wo sie gerade die Kissen gerichtet hatte.

Wenn im Bad Zahnpasta im Waschbecken klebte.

Wenn der Junge seinen Rucksack mitten in den Flur warf.

Wenn das Mädchen nicht antwortete, weil es auf das Handy schaute.

Wenn ihr Partner lachte und sagte, sie solle es nicht so eng sehen.

Dann wurde Vanessa still.

Und diese Stille war nie leer.

Sie war gefüllt.

Mit gekränkter Mühe. Mit zurückgehaltenen Sätzen. Mit dem Gefühl, in der eigenen Wohnung plötzlich Besucherin zu sein.

Denn sobald die Kinder kamen, veränderte sich die Wohnung.

Nicht nur praktisch.

Emotional.

Dann standen andere Schuhe im Flur.

Andere Stimmen lagen in den Zimmern.

Andere Erinnerungen betraten die Räume, ohne anzuklopfen.

Und Vanessa, die unter der Woche fast zärtlich durch diese Wohnung ging, als hätte sie endlich einen Platz gefunden, begann an diesen Wochenenden anders zu gehen.

Wacher. Schneller. Kontrollierter.

Sie hörte alles.

Eine Schublade. Ein Glas auf dem Tisch. Ein Lachen aus dem Kinderzimmer. Ein Poltern. Ein Flüstern.

Manchmal stand sie mitten im Wohnzimmer und sah sich um, als müsste sie überprüfen, ob noch alles dort war, wo es hingehörte.

Und ich verstand früh, dass Vanessa nicht nur gegen Unordnung kämpfte.

Sie kämpfte gegen das Gefühl, ersetzbar zu sein.

Gegen das Gefühl, in einem Leben zu wohnen, das schon vor ihr begonnen hatte.

Gegen eine Frau, die gar nicht anwesend sein musste, um trotzdem in jeder Ecke aufzutauchen.

Gegen Kinder, die nichts dafür konnten und sie gerade deshalb so hilflos machten.

Denn sie konnte ihnen nicht offen böse sein.

Das hätte zu hässlich ausgesehen.

Also wurde sie vernünftig.

Sie nannte es Regeln. Sie nannte es Struktur. Sie nannte es Respekt. Sie nannte es „ein normales Miteinander“.

Aber ich hörte den Unterschied zwischen einem Wunsch nach Ruhe und dem Versuch, sich endlich sicher zu fühlen.

Vanessa wollte keine schlechte Frau sein.

Vielleicht war genau das ihr größtes Problem.

Sie wollte gut wirken. Geduldig. Großzügig. Reif. Verständnisvoll.

Und jedes Mal, wenn ihr das nicht gelang, schämte sie sich so sehr, dass sie noch strenger wurde.

Nicht sofort laut.

Nur genauer.

Genauer im Blick. Genauer im Ton. Genauer in den Fragen.

„Hast du deine Mutter gefragt, ob du das darfst?“

„Warum sagt sie dir sowas?“

„Hat sie wieder über uns gesprochen?“

„Findest du das normal?“

Und dann merkte ich, wie sich die Luft im Raum veränderte.

Die Kinder wurden vorsichtiger.

Der Mann wurde müder.

Vanessa wurde freundlicher.

Zu freundlich.

Diese Art von Freundlichkeit, bei der jedes Wort sauber verpackt ist, aber darunter längst etwas Schneidendes liegt.

Und genau deshalb kamen viele nicht sofort darauf.

Nicht Nachbarn. Nicht Bekannte. Nicht einmal der Mann am Anfang.

Denn Vanessa brachte Kuchen mit.

Vanessa erinnerte an Geburtstage.

Vanessa kaufte passende Bettwäsche.

Vanessa fragte, ob die Kinder noch Kakao wollten.

Vanessa stand morgens früher auf, damit alles fertig war.

Vanessa sagte Sätze wie: „Ich möchte doch nur, dass es schön ist.“

Und vielleicht meinte sie das sogar.

Aber schön war in dieser Wohnung nie einfach schön.

Schön bedeutete kontrollierbar.

Schön bedeutete, dass nichts ausbrach.

Schön bedeutete, dass niemand sie daran erinnerte, dass Liebe schon vor ihr stattgefunden hatte.

Und wenn die Kinder wieder gingen, wenn die Wohnung plötzlich still wurde und der Flur leerer aussah, blieb Vanessa manchmal im Wohnzimmer stehen und sah auf die verrutschten Kissen, die halb leeren Gläser, die kleinen Spuren auf dem Boden.

Dann atmete sie nicht erleichtert.

Nicht wirklich.

Der Frühling begann in meinem Haus früher, als Menschen ihn bemerkten.

Nicht draußen. Nicht auf den Straßen. Nicht in den ersten warmen Tagen.

Sondern in den Wohnungen.

In den Nächten, die langsam kürzer wurden. In den Fenstern, die wieder häufiger gekippt blieben. In den Geräuschen meiner alten Rohre, die morgens nicht mehr ganz so schwer gegen die Kälte arbeiten mussten. Und vor allem in den Menschen selbst.

Denn Menschen glauben oft, Veränderung beginne laut.

Mit Trennungen. Mit Zusammenbrüchen. Mit Entscheidungen.

Aber die meisten Veränderungen beginnen viel früher. Leiser. Fast unsichtbar. Wie etwas, das sich erst langsam durch einen Menschen hindurcharbeitet, bis selbst die eigene Wohnung irgendwann beginnt, anders zu atmen.

In meinen Räumen wurde in diesem Winter viel geweint.

Nicht immer sichtbar. Nicht immer laut.

Aber ich hörte das Zittern hinter Badezimmertüren. Ich hörte Menschen nachts wach bleiben, obwohl der nächste Morgen längst wartete. Ich hörte Kinder, die viel zu früh

lernten, wie sich angespannte Stille anhört. Ich hörte Frauen, die hofften, obwohl Hoffnung sie längst erschöpfte. Und Männer, die sich hinter Kontrolle, Arbeit, Routinen oder scheinbarer Freiheit versteckten, während ihre Gedanken nachts trotzdem keine Ruhe fanden.

Laura bewegte sich inzwischen anders durch ihre Wohnung.

Nicht glücklicher. Nicht wirklich trauriger.

Eher wie jemand, der plötzlich begonnen hatte zu verstehen, dass Einsamkeit viele Gesichter haben kann.

Manche essen gegen sie an. Manche posten gegen sie an. Manche schlafen neben fremden Menschen ein. Manche warten auf Nachrichten. Manche kontrollieren Türen. Manche nennen ihre Erschöpfung einfach Alltag.

Und vielleicht war genau das das Schwerste an all diesen Geschichten.

Dass niemand in meinem Haus morgens aufwachte und beschloss zu zerbrechen.

Es geschah langsamer.

Zwischen Frühstückstischen. Zwischen Nachrichten auf Bildschirmen. Zwischen Kinderzimmern. Zwischen Badezimmerlichtern mitten in der Nacht. Zwischen

ungeöffneten Gesprächen. Zwischen Dingen, die Menschen fühlten, aber niemals laut genug aussprachen.

Heinrich saß noch immer oft nachts wach in seiner Küche, während irgendwo weiter oben Handydisplays leuchteten und andere Wohnungen versuchten, nach außen normal auszusehen.

Noah lief weiterhin durch meine Flure wie ein Kind, das viel zu früh gelernt hatte, auf die Gefühle anderer Menschen aufzupassen.

Alex kontrollierte nachts noch immer Türen, Fenster und Herdplatten, während sein Handy voller Kontakte blieb und seine Wohnung trotzdem stiller wirkte als viele leere Räume.

Selin lachte tagsüber oft laut genug, dass andere Menschen sie beneideten, während nachts manchmal schon eine einzige Nachricht ausreichte, um ihre ganze Stärke wieder zusammenfallen zu lassen.

Und Laura? Laura begann langsam zu begreifen, dass Menschen nicht nur an Einsamkeit zerbrechen können. Sondern auch an dem verzweiferten Versuch, sie vor anderen zu verstecken.

Vielleicht ist genau das der Grund, warum Häuser niemals nur Mauern sind.

Denn ich sehe Dinge, die Menschen oft nicht einmal vor sich selbst zugeben.

Ich sehe, wie jemand lächelt und gleichzeitig innerlich verschwindet. Wie Kinder still werden. Wie Liebe langsam zu Anspannung wird. Wie Hoffnung Menschen festhalten kann, obwohl sie sie längst erschöpft. Wie manche Wohnungen voller Leben wirken, während darin trotzdem kaum noch jemand wirklich atmet.

Und glaubt mir:

Das hier waren noch lange nicht alle Geschichten.

Denn hinter meinen Türen leben noch immer Menschen, die funktionieren, obwohl sie längst müde sind.

Menschen, die sich selbst verloren haben, ohne genau sagen zu können, wann.

Menschen, die sich gegenseitig berühren, ohne einander wirklich zu erreichen.